

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 48 (1944-1945)
Heft: 9

Artikel: Bande des Blutes : ein Roman [8. Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666579>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bande des Blutes

Ein Roman

Nach dem Leben erzählt von
ERNST ESCHMANN

8. Fortsetzung.

14.

Marieli war älter und größer geworden. Vorkaufend, was es für ein reizendes Jüngferlein war! Es blieb die Freude der Eltern. Sie bemerkten immer mit Genugtuung, daß es alles, was es genießen durfte, nicht als Selbstverständlichkeit hinnahm. Es wußte zu danken und war nicht mißmutig und unglücklich, wenn ihm einmal ein Wunsch nicht erfüllt wurde. Es blieb ihm ja noch Schönes genug. Das Köstlichste, was es besaß, war sein Frohmut, sein sonniges Wesen, die sprudelnde Lust, die ansteckte, die geistige Lebendigkeit, die jede Minute nicht unbenützt verstreichen ließ. Gerne nahm es auch später ein Buch zur Hand, setzte sich ans Klavier, spielte und sang, und auch in praktischen Dingen war es bewandert. Wenn es galt, in der Küche zu helfen, murrte es nicht. Grütli war ihm eine gute Lehrmeisterin geworden. Marieli verstand schon, einfachere Gerichte selbständig herzustellen, den Tisch gefällig zu decken und die Speisen in wohlangeordneter Aufmachung aufzutragen.

Frau Ursula schaute ihm zu und war entzückt, daß es sich so trefflich entwickelte.

Und der Direktor lachte: „Ein Hexlein bist, was du schon alles fertig bringst!“

So flogen die Wochentage dahin, und am Samstag fragte der Vater beim Mittagessen: „Was machen wir morgen?“ Er schaute nach dem Himmel und klopfte ans Barometer. „Wohin fahren wir? Machen wir wieder einmal die Tour um den See, gehen wir an den Rhein oder den Bergen zu, ins Toggenburg, ins Glarnerland? Marieli sag, was gelüstet dich?“

Das Mägdlein kam in Verlegenheit. Es wußte nicht, was es vorschlagen sollte. Überall war es schon mehrfach gewesen, und es behagte ihm nur halb, im Wagen sitzen zu bleiben und sich so gar nicht rühren und tummeln zu können. Es schwieg, und einmal rückte es heraus: „Lieber würd' ich

eigentlich zu Fuß gehen. Da hat man Zeit, sich alles recht anzusehen, da bekommt man Appetit, und abends ist man rechtschaffen müde, daheim setzt man sich mit Befriedigung nieder: Schön ist's gewesen, und man hat etwas geleistet.“

„Da hast du wohl recht!“ erwiderte der Vater, und die Mutter staunte: ein seltsames Mägdlein! Nicht wie die andern. Die meisten haben es auf Kilometer abgesehen. Sie bekommen nie genug, von Dorf zu Dorf zu flühen, von Stadt zu Stadt, über Hügel, Berge und Pässe, und Häuser, Kirchen und Bäume an sich vorüberwirbeln zu lassen. Marieli zieht es vor, mit dem Rucksack auszugehen und hält es mit den Wandervögeln, denen eine einfache Herberge lieber ist als die Table d'hôte im Fremdenhotel.

Um allen Wünschen gerecht zu werden, einigte man sich in letzter Zeit auf eine Ausfahrt mit anschließendem Spaziergang. Man ließ das Auto irgendwo stehen und wanderte einem schönen Ziele zu, durch stille Pfade einem Aussichtspunkt entgegen, der nur zu Fuß erreicht werden konnte.

Als Marieli die Klassen durchlaufen hatte, die einem jeden vorgeschrieben waren, tauchte die Frage auf: Was geschieht weiter?

Der Direktor hätte es gerne gesehen, wenn es ein Studium ergriffen hätte. Er wußte: es hat den Kopf dazu. Es ist für die fremden Sprachen begabt. Es hat Interesse an der Vergangenheit; Blumen und Tiere kennt es. O, das Gebiet der Wissenschaft ist so unendlich weit, und es muß für ein junges, begabtes Ding herrlich sein, an einem Ende anzupacken und sich hineinzuarbeiten in die tausend Fragen, die dem forschenden Menschen noch gestellt sind.

Marieli sollte sich selber entscheiden. Es schüttelte den Kopf: „Studieren möchte ich nicht, ob schon es mir große Freude machte und ich spüre, daß ich wie die andern an ein Ziel käme. Es krabbelt mir in den Fingern, mich praktisch zu be-

tätigen, und ich freue mich auf die Zeit, da man mich in einem Geschäfte brauchen kann!"

Der Direktor war überrascht: „Der Handel steckt dir im Kopf!"

Frau Ursula war enttäuscht. Schon oft hatte sie gedacht, wenn Marieli am Klavier saß, ihre Übungen machte und Beethoven spielte: sie wendet sich der Musik zu. Und sie sah den Augenblick vor sich, da ihre Tochter als konzertreise Künstlerin aufs Podium trat und sich an den Flügel setzte.

Jetzt war weder von der Wissenschaft noch von der Kunst die Rede. Marieli tippte auf der Schreibmaschine, schrieb Handelsbriefe, rechnete Zinsen aus und machte Fakturen.

Auch recht! sagte sich der Direktor. Sie nähert sich meinem Fache, und ich kann ihr zur Ergänzung der Schulkenntnisse manches zeigen, was ihr im Drange der neuen Theorien, die auf sie einströmen, verschlossen bliebe.

So trat Marie in die Handelsschule ein und zog Tag für Tag in die Stadt hinunter, in das schöne alte Haus mit dem klösterlichen Kreuzgang. Denn vor Jahrhunderten war hier die Gottesgelehrsamkeit daheim gewesen, und zwei hohe Türme ragten nebenan über der ehrwürdigen Kirche empor, in der einst große Reformatoren eine neue Ordnung im geistlichen Wesen vorbereitet hatten.

Marie war glücklich. Eine neue Welt ging ihr auf. Sie fühlte sich bald heimisch in der neuen Schule und zog mit Eifer mit an Strange, der ihr in die Hand gegeben war. Die Sprachen machten ihr keine Mühe, und zum Rechnen brachte sie einen klaren Kopf mit, der gleich entdeckte, in welcher Richtung die Lösung zu suchen war. Es war eine Lust, im mannigfaltigen Rädergetriebe des Handels sich zurechtzufinden, Werbebriefe zu schreiben und Mahnungen anzubringen, wenn die vereinbarte Zahlung nicht rechtzeitig erfolgt war. Die Waren mußte man kennen lernen und wissen, wie so ein Gewebe sich zusammensetzte, in die Zauberflüche der Chemie warf man aufschlußreiche Blicke und machte in einer Fabrik einen Besuch, um zu erfahren, wie ein Rohprodukt sich entwickelte und durch wie viel Hände so ein Schuh ging, bis er in der Schachtel verpackt war, um an den Käufer zu gelangen. Die riesigen Hallen sah

man, in denen es von Rädern wimmelte, und man schaute dem Heer der Arbeiter und Arbeiterinnen zu, wie sie an den Maschinen standen und nur selten einen Blick nach dem blauen Himmel werfen durften, der draußen sich über die lachenden Fluren wölbte.

Was für ein glückliches Los ist mir im Gegensatz zu diesen zuteil geworden, sagte sich Marie im stillen. Ich habe ein schönes Heim, liebe Eltern und darf in die Schule, um zu lernen, was ich für das spätere Leben brauche.

Und so gute Kameradinnen hatte Marie in der Klasse gefunden. Etliche unter ihnen rückten ihrem Herzen von Tag zu Tag näher und wurden Freundinnen, mit denen sie auch außerhalb der Schule frohe Stunden genoß. Sie erschienen oben in der „Sonnhalde“, man unternahm gemeinsame Spaziergänge und vergnügte sich an den Beobachtungen und Erfahrungen, die der Schulbetrieb mit sich brachte. Kleine Feste würzten die Arbeit, und keine Jahreszeit verstrich, die nicht eine Überraschung gebracht hätte.

Es war wieder einmal Herbst geworden. An den Bäumen hingen die reifen Äpfel und Birnen. In den Trotten rings um die Stadt wurde der Most gekeltert. An einem freien Nachmittag hieß es: Wir ziehen aufs Land, und Professor Sommerhalder kommt mit. Professor Sommerhalder war ein jugendfrischer Lehrer mittleren Alters, eine kleine, bewegliche Erscheinung, die schon längst im Munde der Schülerinnen den Beinamen „Wirbel“ trug. Die scherzhafte Bezeichnung war nicht übel gewählt. Denn Sommerhalder pflegte wie ein Wirbel die Klasse zu betreten, drehte sich gerne im Kreise, bevor er an die Tafel trat und mit einer wirbelnden Behendigkeit Zeichen und Zahlen notierte. Für Wirbel gingen die Klassen durchs Feuer. So stand allen ein fröhlicher Nachmittag in Aussicht, da sie wußten: Wirbel kommt mit.

Es war ein goldener Nachmittag, da man sich an einem Ende der Stadt zusammenfand, um den Spaziergang anzutreten. Alle waren erschienen.

So ein Bummel durch Feld und Wald war ganz nach dem Herzen Mariens. Sie steckte ihre Begleiterinnen mit ihrer Fröhlichkeit an. Mit lustigen Liedern ging's wiesenein und durch Baumgärten, die der gebefreudige Herbst in ein

Paradies verwandelt hatte. Wirbel mischte seinen hellen Tenor in die übermütigen Stimmen der Mädchen und tat nicht dergleichen, daß er seine Schülerinnen schon Morgen früh wieder in der ersten Stunde mit Soll und Haben plagen mußte. Heute wollte man von der Schule nichts wissen, wenn sie auch durch die Anwesenheit Wirbels nicht völlig in den Hintergrund gedrängt werden konnte.

Die Straße führte bergan. Bald schlug man einen Feldweg ein, auf dem man mit der Natur viel schneller in Fühlung kam. Von allen möglichen Dingen wurde erzählt. Es war ein anderes Reden als in den Wänden des Schulzimmers, und Gedanken und Gefühle sprangen den Schülerinnen und ihrem Professor über die Lippen, daß sie gar bald durch ein Band gemeinsamer Freude zusammengehalten waren.

Jetzt erkundigte sich Marie Haller: „Wohin gehen wir eigentlich?“

Wirbel erklärte: „Ich habe im ‚Rebstock‘ ein Sälchen bestellt. Da trinken wir neuen Most und essen einen Kuchen dazu.“

Der „Rebstock“ war allen recht. Die meisten hatten mit ihren Eltern hier früher schon einen Halt gemacht. „Da bekommt man etwas Gutes!“ bestätigten sie. Aber vorerst galt es, Höhe zu gewinnen und dem prangenden Herbst zu huldigen, der ringsum wie ein König im purpurnen Mantel auf den Fluren sich entfaltete. Die Sicht in die Berge war klar. Silberne leuchteten sie hernieder, und aus der Tiefe blickte der Spiegel des Sees. Von Zeit zu Zeit fiel ein Apfel von einem Baum und rollte zu Füßen der Wanderer. Eifrige Hände griffen nach ihm, und weiße Zähne drangen ins saftige Fleisch der Früchte.

Ruhe weideten.

Glockenklang hallte über die Matten.

Wirbel lachte: „Nichts Schöneres, als so ein goldener Herbst!“ Die Schülerinnen pflichteten ihm bei und sprudelten eine vielstimmige Freudigkeit in die sonnige Welt. Dann hielten sie inne und schauten zurück. Der kleine Professor vollführte, als ob er vor der Wandtafel stünde, einen flinken Kreis auf seinem rechten Absatz und wandte sich an seine Umgebung: „Seht ihr das Münster?“

Da gab ihm ein burschikoser Übermut zur Antwort: „Das Münster will ich heute nicht sehen. Aber dort guckt der ‚Rebstock‘ hervor. Wir sind gleich am Ziel, und ich freue mich auf den Most.“

Da stob eine Schar von Mädchen voraus, um dem Wirte zu sagen, daß die Klasse im Anmarsch war.

Die Mädchen überfielen den Garten und nahmen vom kleinen Saale Besitz, der ihnen für heute bestimmt war. Ein langer Tisch war gedeckt. Wirbel mußte am obern Ende Platz nehmen. Nun erschien der Wirt und begrüßte seine wohlgelaunten Gäste. Er streckte einem jeden die Hand und freute sich, so viel Jugendfröhlichkeit auf einmal unter seinem Dache zu vereinigen. Man scherzte und verlieh auf alle Weise seiner festlichen Stimmung Ausdruck.

Auf einmal schoß Klaus Steffen ein Gedanke durch den Kopf. Er machte ihn nachdenklich und erinnerte ihn an eine Zeit, die weit hinter ihm lag. In diesem Alter mußte auch Marieli stehen, und er rechnete aus, wie viele Jahre verstrichen waren, seitdem er sein Kindlein in die Obhut der Hallerschen Familie gegeben hatte. Die Rechnung stimmte. Vor sechszehn Jahren war es gewesen, und diese Jüngferlein könnten seines Mädchens Kameradinnen sein. Wie es ihm ging? Ob es auch so blühend herangewachsen war wie diese. Wie mit Gewichtsteinen fiel's ihm aufs Herz: er hätte damals den Schritt nicht tun sollen. Schwer hatte er all die Jahre an ihm getragen. Ein Kind aus dem Hause geben — das wußte er jetzt — tat weh wie ein Stück Fleisch aus seinem Herzen reißen, Blut von seinem Blute hergeben, Luft aus seinem Lebensraume fortströmen lassen. Eine Lücke, eine Wunde, eine Sehnsucht blieb, und eine Stimme rief: Komm zurück! Du gehörst zu mir, an meine Seite, in meine Stube!

Aber da meldete sich gleich eine andere Stimme: Hast du vergessen, wie es damals um den „Rebstock“ stand? Die Mutter, die gute, war gestorben! Verzweiflung hatte ihn heimgesucht, die Base Justine ihn vollends aus dem Geleise geworfen. Und der Besuch Direktor Hallers an jenem Nachmittag, und dann, wie sich alles schickte und wie es sich vorbereitete, Schritt für Schritt, bis sie sein Marieli holten. Die Guten, die Lieben, die alles tun wollten, um seinem



In herrlicher, stiebender Abfahrt

Leben eine erfreuliche Richtung zu geben. — Und doch, die Harten, die Grausamen, die Eigensüchtigen, die Marieli ganz für sich haben wollten! Einen neuen Namen gaben sie ihm. Der „Rebstock“ wurde aus seinem Leben getilgt. Und es weiß nichts anderes, als daß es in der „Sonnhalde“ aufgewachsen ist. Darf nie etwas anderes wissen! O trügerische Verkettung der Verhältnisse! Seit Jahren sah er sein Mägdlein nie mehr. Und Direktors, die seinerzeit so oft im „Rebstock“ erschienen waren, blieben aus, aus Angst, es könnten sich Fäden spinnen, die dem Geheimnis gefährlich wurden, von dem sein Mädchen umgeben war.

So waren die Jahre verstrichen. Oh, er wußte es noch gut: er war einmal voll Heimweh in die Stadt gefahren, nach dem Berge hinaufgestiegen und hatte lange vor dem Eingang der „Sonnhalde“ gespäht, ob das Türlein des Gartens sich öffne und ihm Marieli zeige. Wie ein Dieb war er sich vorgekommen und hatte doch nichts Böses

im Sinn. Da plötzlich kam sein Kind von der Stadt herauf. Eine Mappe trug es in der Rechten und plauderte mit zwei Gespänlein. Sie lachten und gingen an ihm vorüber. Nur einen Augenblick lang hatte er's angeschaut, und es war ihm, es sei der Schatten Emmas, seiner guten Frau, an ihm vorbeigehuscht. Ihre Züge hatten sich in seinem Gesichtlein ausgeprägt, und wenn Marieli sprach, war es der Klang von Emmas Stimme. Dann knallte das Schloß. Das Mädchen verschwand hinter dem Tor und verlor sich hinter den Bäumen des Gartens.

Seitdem hat er's nie mehr gesehen. Sommer sind gekommen und gegangen. Sie haben Marieli mitgenommen und es groß und frisch und blühend gemacht. Klaus Steffen griff nach der Innentasche seines Rockes. Er zog ein Büchlein hervor und entnahm ihm ein Bildchen, das ihm vor einiger Zeit aus der „Sonnhalde“ zugeflogen kam. Niemand anders konnte es ihm geschickt haben als Direktor Haller oder Frau Ursula.

Kein Wort stand dabei. Es zeigte ihm Marieli, schon eher Marie, was es für ein stattliches Mädchen geworden war. Mit Wohlgefallen ruhten seine Blicke auf ihm. Dann legte er das Bildchen wieder zwischen die Blätter und schob es in die Tasche zurück.

Jetzt wurden die Gläser gefüllt. Ein Mädchen erschien mit einem großen irdenen Krug und ließ den fruchtig duftenden Most in die Becher rauschen. Liseli war es, das sich der Gäste annahm, und es hatte fleißig acht, daß keines zu kurz kam.

Als der größte Durst gelöscht und auch das Eßbare auf den Tellern verschwunden war, wurde der Wunsch nach einem Tänzlein wach. Wirbel wußte, daß er dranglauben mußte. Er wehrte sich nicht und gönnte seinen Schülerinnen gerne das Vergnügen, einmal sich mit ihrem Lehrer durchs Sälchen zu schwingen.

Liseli erschien mit einer Handorgel und setzte sich in einer Ecke zurecht. Ei, wie trefflich wußte es zu spielen! Wie es in den hohen Tönen jubilierte und mit den Bässen die taktichern Striche zog! Man konnte nicht sitzen bleiben. Paare bildeten sich, und Wirbel hatte Arbeit genug, Kunde um Kunde zu tun und dafür zu sorgen, daß alle mit ihm einmal das Vergnügen des Tanzes hatten. Er wischte sich den Schweiß von der Stirne und war glücklich, wenn eine kurze Pause ihm Gelegenheit bot, zu Atem zu kommen.

Klaus Steffen musterte die lustige Gesellschaft. Aber just, da Marieli mit seinem Lehrer auf dem kleinen Platze, der den Tänzern verblieb, sich drehte, traf es ihn wie ein Schlag: War es nicht so, oder täuschte er sich? Konnte das nicht Marieli, sein Marieli sein, das so lustig herumwirbelte? Wie es seine Füßchen setzte, wie graziös es sich anstellte, was es für Figuren beschrieb und seinem eigenen Lehrer den Meister zeigte!

„Schaut, schaut!“ rief's aus dem Kreise der Mädchen.

Das Paar wurde beklatscht.

Klaus Steffen wandte sich ab. Ein paarmal hatte es ihn in allen Fingern gebrannt, auf Marieli zuzugehen und ihm die Hand zu drücken. „Schau ihn an, da steht dein Vater!“ Was hätte es gesagt? Und wie hätten die andern ihn angestaunt! Keines würde ihm glauben, bis er ihnen eine große Geschichte erzählte! Und was für eine

Verwirrung würde er schaffen! Direktor Hallers durfte er das nicht antun, und da er ihnen das Wort gegeben hatte, das Geheimnis zu wahren, erwuchs ihm die harte Pflicht, kein Wörtlein verlauten zu lassen.

Wenn Liseli wüßte, wem es zum Tanze aufgespielt hatte!

Marieli hatte Mitleid mit der unermüdlischen Musikantin. „Tanzen Sie nicht auch?“

Als galanter Kavaliere näherte sich Professor Sommerhalder der jungen Wirtin und lud sie, als sich Marie ans Klavier gesetzt hatte, ein, mit ihm diesen Walzer zu tanzen.

Ei der Kukuck! Wie Marieli spielte! So war also auch bei ihm die musikalische Begabung der Mutter zutage getreten. So hatte Emma gespielt, und er hatte sie bewundert, wie sie als Mädchen schon die Tasten meisterte. Jetzt tat es ihr Marieli gleich. Sie spielte auswendig. Die Wiener Walzer kugelten ihr unter den Händen hervor, und als sie bemerkte, wie Wirbel in ihren Rhythmen schwelgte, wechselte sie von der schönen blauen Donau nach den mitreißenden Klängen des Wiener Waldes hinüber und hielt erst inne, als sie bemerkte, wie es wie Perlen von der Stirne ihres verehrten Lehrers tropfte.

Die Stunden waren im Fluge enteilt. Es war Zeit, ans Aufbrechen zu denken. Klaus Steffen ließ Marieli nicht aus den Augen. Vor der Türe des Hauses stellte er sich hin und hatte die glückliche Gewißheit, wenn er allen die Hand zum Abschied bot, auch die Marielis unauffällig zu erhalten. Als es an die Reihe kam, schaute er ihm in die Augen und versuchte, es nicht gleich wieder loszulassen. Er stammelte ein paar unverständliche Worte, dann verschlug ihm die Stimme. Er wandte sich ab und einem andern Mädchen zu, das eben über die Schwelle trat.

Frohgelaunt pilgerte man in die Stadt zurück.

Mitten im Geplauder aber fragte sich Marie: Was ist mit dem Wirt nur gewesen? So fest hat er ihm die Hand gedrückt, als es mit ihm unter der Türe stand!

Am Abend hatte Marieli daheim viel zu erzählen. Es saß mit seinen Eltern am Tisch, und

da sein Herz noch voll war des köstlichen Spazierganges, der Spiele und des Tanzvergnügens, sprudelte es seine Erlebnisse unermüdetlich heraus, und immer neue Einzelheiten fielen ihm ein. Als es erzählte, sie seien im „Rebstock“ gewesen, legte der Direktor wie erschrocken die Gabel neben den Teller.

Frau Ursula gab sich alle Mühe, sich nichts anmerken zu lassen von der Bewegung, die in ihr wogte. Sie stellte allerlei Zwischenfragen und hoffte so von den Ängsten abzulenken, die sie mit Macht bedrängten.

Als aber Marie den Vorschlag machte, nächstens einmal den „Rebstock“ zu besuchen, räusperte sich der Direktor und sprang auf ein Gespräch über, das er mit der Mutter zu besprechen hatte.

Marieli setzte sich hernach für ein Viertelstündchen an den Flügel und spielte heitere Musik, ein Menuett Schuberts und Tänze von Brahms, die es vor kurzem eingeübt hatte.

Dann ging man früh zu Bett. Es war müde. Der heutige Nachmittag hatte zu viel gebracht, und morgen mußte es wieder munter sein, wenn die Schule rief.

Im Hause wurde es still.

Es schien, daß die Eltern noch mancherlei zu bereden hatten. Die Zimmer lagen Wand an Wand. Flüsterlaute drangen herüber. Marieli achtete ihrer kaum. Es war am Einschlafen. Aber nun horchte es doch auf. War nicht vom „Rebstock“ die Rede? Vom Wirt Klaus Steffen und von Liseli, das der Klasse so gut auf der Handorgel aufgespielt hatte?

Marieli richtete sich in seinen Kissen auf und horchte hinüber. Die Stimmen waren verstummt.

Kissen wurden geschüttelt. Jetzt drehten die Eltern das Licht aus, und ein leises Gute Nacht! machte den Worten drüben ein Ende.

Auch Marie legte sich zum Schlafen hin und machte sich keine Gedanken mehr über das Gehörte, zu dem ihm alle Zusammenhänge fehlten.

Und Wochen liefen.

Der „Rebstock“ schien vergessen zu sein.

Marielis Eifer an der Schularbeit hatte nicht nachgelassen. Je tiefer es in alle Gebiete hineinsah, je flinker seine Finger stenographierten und

über die Tasten der Schreibmaschine hüpfen, um so mehr freute es sich der gewonnenen Kenntnisse und Fertigkeiten. Als von der bevorstehenden Abschlußprüfung die Rede war, bangte ihm nicht.

Schon tauchte die andere, fernere Frage auf: Was folgte? Marie war gespannt. Ein Tor öffnete sich ihr in die Welt, in der sie einen Posten versehen konnte. Jetzt wurden die Rollen vertauscht. Sie brauchte nicht immer zu nehmen, zu hören, sich leiten zu lassen. Sie durfte selber geben, reden und fand hoffentlich eine Stelle, in der es selbständig etwas unternehmen konnte. Zuerst wohl noch nicht. Aber dann, wenn sie den Weg gefunden hatte, setzte sie ihn auf eigene Verantwortung fort. Herrlich mußte das sein!

Etliche Mädchen aus ihrer Klasse konnten ihren Eifer nicht begreifen: „Eine Stelle suchst du wie wir, dein Vater ist Direktor einer Bank, in der ‚Sonnhalde‘ bist du daheim und könntest das Leben genießen und haben, was dich gelüstet!“

Marie begriff solche Reden nicht. „Eine neue Zeit ist gekommen, und diese braucht Leute, Menschen, Kräfte, und sträflich wär's, die Hände in den Schoß zu legen, ein Buch zu lesen, an den Flügel zu sitzen oder dem See entlang zu spazieren, wenn die Sonne scheint. Das mag ich vielleicht tun in zwanzig, in dreißig Jahren. Aber jetzt, wo Kopf und Hände noch wollen und können, greife ich zu wie die andern, wie ihr alle, und ich freue mich am Abend, nach vollbrachter Arbeit heimzukehren und zu wissen: du hast die Stunden nicht vertändelt, und etwas Brauchbares ist geleistet worden.“

Der Vater sagte: „Ei nun, willst du dich auf unserer Bank umsehen?“

Marie schüttelte den Kopf. „Es lockt mich nicht, mich in einem Winkel zu vergraben und zu tun, was unsereinem, die frisch von der Schule weg kommt, zugewiesen wird. Nicht mit Geld und Papieren möcht' ich zu tun haben, mit Waren, mit Geweben, Kleidern, Südfrüchten, mit Schuhen oder Papeterien, Getreide oder Glühbirnen, mit allem, was das tägliche Leben verlangt.“

„Ich würde schon dafür sorgen, daß du bei uns etwas lernst.“

„Banken behagen mir nicht“, wiederholte Marie. „Geld, Geld ist hier das Wort, das auf allen Lippen liegt. In den Schrankfächern knistert es von Noten und Scheinen, an den Marmorschaltern rollen und klingeln die Münzen, kleine und große, kupferne, silberne, goldene. Mit gierigen Händen werden sie in die Taschen geschoben und wandern von Hand zu Hand. Berge von Titeln türmen sich auf, Berge stürzen zusammen, und keiner rät, ob sie wachsen, ob sie schwinden. Und die Lust erwacht, eine Frage ans Schicksal zu tun, heut auf diese Karte zu setzen und morgen auf jene. Die Zahlen der Kurszettel tanzen den Bühnen vor den Augen und lassen sie auch im Schlaf nicht in Ruhe. Da lob ich mir ein Haus, das einem jeden in seinen täglichen Bedürfnissen hilft, ihn nährt und kleidet, ihm Obdach gibt und von Zeit zu Zeit auch ein Vergnügen verschafft.“

Der Direktor zwang sich, kein böses Wort laut werden zu lassen. „Marie, du bist noch jung“, bemerkte er in einem Tone, der nicht alle Schärfe verloren hatte.

Frau Ursula redete ihrem Mädchen zu. „Der Vater meint es gut mit dir. Da du dich nun einmal in einem Geschäft betätigen möchtest, gibt er sich Mühe, dir das Beste vorzuschlagen.“

„Ich weiß es, und dafür bin ich ihm dankbar. Aber ich möchte etwas tun, wo das Herz dabei ist.“

„Wie wenigen gelingt das, und es gehört zur Schule des Lebens, daß man sich überwinden lernt und auch einmal eine Aufgabe bewältigt, die einem nicht liegt.“

„Ich will mir selber Mühe geben, etwas Passendes zu suchen.“

Direktor Haller war verstimmt. Er war überrascht zu erfahren, was für einen Willen ihm Marie entgegensetzte. War nicht ein Quentlein Undankbarkeit dabei? Von allem Anfang an hatte er nur an das Wohl des Mädchens gedacht. Weder Mühe noch Kosten hatte er gescheut, ihm eine schöne Jugend zu bereiten. Und wenn er auf einen Wunsch gestoßen war, der Sinn und Bedeutung hatte, zögerte er nie, ihn zu erfüllen. Dafür waren die Geburtstage da, und Weihnachten! Wie hatte es jubelt, wenn es einem Päcklein oder einer umständlichen Schachtel eine neue Puppe, ein funkelndes Ringlein oder ein Pelzmäntelchen entnehmen konnte, oder wenn es hieß: du darfst mit uns ins Theater! Wir gehen in ein Konzert! Und jetzt, da er fortfuhr, für sein weiteres Fortkommen besorgt zu sein, wandte es sich von ihm ab!

(Fortsetzung folgt.)

Nebliger Wintertag

Was lebendig war, liegt ohne Saft,
Eingezogen, glanzlos, dämmerhaft;
Erd und Himmel sind in Eins verspannt,
Frierend jezt auf kleinstem Raum gebannt.

Eine Spur von Licht fällt träg und schräg
Durch den Nebelschirm auf unsern Weg —
Es vergeht und trostlos überdacht
Uns die winterlange Schattennacht.

Harter Himmel überm trüben See;
Unsere harte Erde harrt auf Schnee!
Brich den Dunst, vertausendfach erschließ
Uns dein Licht im Schneesternparadies.

Germann Hiltbrunner